

Elisa Grün

Prinzesschen

Lissy, du musst kommen. Bitte! Es ist wichtig! Ich würde dich nicht bitten, wenn ...« Ihre bebende Stimme ging in haltloses Schluchzen über. Erst hatte ich ihre Stimme am Telefon gar nicht erkannt. Nach über 20 Jahren war sie zittriger, dünner geworden. Aber an das Schluchzen erinnerte ich mich noch, dieses stoßweise, kreischende Geheul, das einem wie Feuer in den Ohren brannte. Immer, wenn sie etwas durchsetzen wollte.

Da vorne rechts um die Ecke – da muss es doch sein. Ich schüttle den Kopf über mich selbst. Hast den Weg zu deinem eigenen Elternhaus vergessen! Aber nein, da steht es, das geduckte gelbe Haus mit dem Moos auf dem Dach, dem verwitterten Lattenzaun, der blauen Regentonne. Ich hatte es größer in Erinnerung, aber das schiefe Schildchen mit der Hausnummer stimmt. Es hängt noch immer nur an einem Nagel. Hat an diesem Nagel 20 Jahre überstanden. Tapferes Schildchen! Ein paar Latten im Zaun haben es dagegen nicht geschafft, Unkraut wuchert aus den Lücken.

Meine Hände sind plötzlich feucht, umklammern das Lenkrad. Ich trete jäh auf die Bremse. Direkt vor dem Haus will ich nicht parken, ich lasse den Wagen hier stehen.

Ruhig atmen, Augen schließen, einatmen, ausatmen, ein, aus, ein, aus. Als mein Herzschlag sich wieder beruhigt hat, steige ich aus, nehme Tasche und Blumenstrauß vom Rücksitz und gehe Richtung Gartentor. Es fühlt sich an wie das Schwimmen gegen eine Gegenstromanlage. Komme nur mit Mühe vorwärts. Ich brauche eine Ewigkeit für die zwanzig Meter. Das Tor quietscht erbärmlich. Die Pflastersteine auf dem Zuweg haben unterschiedliche Höhen, richtige Stolperfallen. Moos und Unkraut dazwischen. Rechts und links wuchern Sträucher und Gräser wild durcheinander. Früher war Mama so stolz auf ihr gepflegtes Gärtchen. Was wird mich hier erwarten? Am Telefon war nichts aus ihr rauszubringen gewesen. Ich müsse kommen. Immer wieder: »Du musst kommen! Ich kann es dir nur sagen, wenn du hier bist. Komm! Bitte!«

Die Gardine am Küchenfenster bewegt sich. Sie wartet schon. Gleich wird sie die Haustür öffnen. Ich muss nicht klingeln. Meinen Hausschlüssel habe ich ja damals auf den Garderobentisch gelegt und dort gelassen.

Richtig – die Haustür geht auf. Eine alte Frau im Gegenlicht, wirres Haar, dürr, gebeugt. Wer ist das? Haben sie Besuch?

»Lissy! Ach, wie schön, dass du gekommen bist!«

Das ist doch die Stimme meiner Mutter ... DAS ist meine Mutter? Ich bin gelähmt, unfähig, die ausgestreckten Hände zu ergreifen, mache unwillkürlich einen Schritt rückwärts. Sie lässt die Hände sinken, streicht sie verlegen über ihre Schürze, als wolle sie sie verstecken. Sie tritt zurück, öffnet die Tür weiter.

»Komm doch erst mal rein! Ach, dass du da bist!«

Ich stoße die Luft aus, die ich angehalten habe. Zwinge mich, den engen Flur zu betreten, an ihr vorbei. Sie drückt sich an die Tür, als hätte sie Angst, mir zu nahe zu kommen und mich zu vertreiben. Ich muss mich zusammenreißen, denke ich. So, wie sie aussieht, ist es bestimmt nichts Angenehmes, was sie mir sagen will.

Ich sehe den gedeckten Kaffeetisch durch die Tür zum Wohnzimmer, das gute Blümchenporzellan, die bauchige Kaffeekanne in der gehäkelten Warmhaltehülle, den Tropfenfänger aus Schaumstoff unter der Tülle. Apfelkuchen. Schlagsahne in der Schale mit der venezianischen Gondel drauf.

»Komm rein, setz dich, du hast bestimmt Appetit nach der langen Fahrt. Komm, komm, setz dich. Oder willst du dich erst frischmachen?«

»Nein, nein, schon gut. Hier, die Blumen sind für dich.«

Ich halte ihr den Strauß hin, nachdem ich das Papier abgemacht habe, stelle meine Tasche unter die Ablage im Flur. Sie nimmt mir Strauß und Papier aus der Hand, geht in Richtung Küche. Hebt kaum die Füße in den ausgelatschten Pantoffeln. Mein Gott, ist sie alt geworden! So dünn und zerbrechlich. Nicht mehr die starke, harte Frau von früher, die sich immer betont aufrecht hielt, auf Zucht und Ordnung beharrte.

Die Tür von Vaters Arbeitszimmer geht auf. Da steht er, kleiner, als ich ihn in Erinnerung hatte, das Hemd hängt ihm an einer Seite aus der Hose. Er schaut mich an mit seinen wasserblauen Augen. Was habe ich diesen Blick ge-

fürchtet, mit dem er mich immer fixierte. »Papa muss schauen, ob du da auch wirklich sauber bist. Komm, lass mal fühlen, ob sich da noch irgendwo Schmutz versteckt. Kleine Mädchen müssen sauber sein da unten, sonst werden sie krank.«

Und später: »Schau nur, wie groß und stark du ihn machst. Was da rauskommt, ist Papamilch. Kleine Babys bekommen Mamamilch, große Mädchen bekommen Papamilch, damit sie hübsch werden. Und du willst doch Papas hübsches Prinzesschen sein, nicht wahr?«

Der alte Mann, der mein Vater ist, kommt auf mich zu. Sein Blick fixiert mich. Fest sieht er mir in die Augen, sein Mund verzieht sich zu einer Grimasse, die wohl ein Lächeln sein soll. »Prinzesschen, wie hübsch du geworden bist!«

Ich wende mich ab, versuche mein Zittern in den Griff zu bekommen. Mutter hat nie etwas gemerkt, wollte wohl nichts merken. Das eine Mal, als ich mich zu fragen traute, ob das richtig ist, was Vater nach dem Baden mit mir machte, hat sie mich nur angefaucht: »Du machst dich auch immer so dreckig! Du musst sauber sein, wenn du schlafen gehst, sonst hab ich wieder die Arbeit mit der versauten Bettwäsche!« Warum es ihr jetzt antun, nach all den Jahren? Ich müsste das doch alles längst überwunden haben. Die Zeit heilt doch alle Wunden.

Nach dem Kaffeetrinken rückt sie endlich damit heraus. »Nächste Woche Krankenhaus ... Krebs ... unheilbar ... habe alles eingekauft, auch Papas Medikamente ... du

musst dich um Papa kümmern ... du musst dich kümmern, hörst du, du musst ...«

Mir wird übel, ich renne ins Bad. Auf der Suche nach Mundwasser öffne ich den Schrank. Vaters Medikamente, drei Großpackungen Insulin. Ich erschrecke, als ich im Spiegel die plötzliche, kalte Entschlossenheit in meinen Augen sehe.

Wieder am Tisch lege ich beruhigend meine Hand auf ihre. »Ja, Mama, keine Sorge, ich werde mich kümmern. Ganz bestimmt!«